

K. M. Moronova
The Fabric of Our Souls

K. M. Moronova

THE
FABRIC
OF
OUR
SOULS

ROMAN

Deutsch von Birte Mirbach

blush.

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»The Fabric of Our Souls« bei Orion, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2024 by K. M. Moronova

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by blush.

Blanvalet in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Isabelle Toppe

Umschlaggestaltung: bürosüd, München nach einer Vorlage
und Bildmaterial von K. M. Moronova

Vignetten: © Adobe Stock/Illustratoren shahzad, Crative Artist

DK · Herstellung: DiMo

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

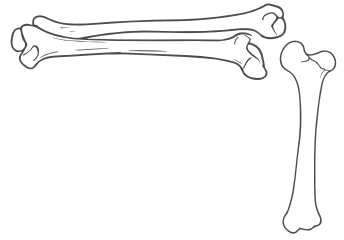
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1572-1

Liebe Leser*innen,
dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte.
Deshalb findet sich auf S. 350 eine Triggerwarnung.

Achtung:
Diese enthält Spoiler für das gesamte Buch.
Wir wünschen allen das bestmögliche Leseerlebnis.
K. M. Moronova und der Blush Verlag



Playlist

I-800-273-8255 - Logic ft. Alessia Cara, Khalid

Hold On - Chord Overstreet (slow/reverb)

Happiest Year - Jaymes Young (slow/reverb)

Dusk till Dawn - Zayn & Sia (slow/reverb)

Control - Zoe Wees

Not About Angels - Birdy

Slow Dancing in a Burning Room - John Mayer

The Night We Met - lord huron

Never Let Me Go - Florence and the machine

Genius - LSD

Thunderclouds - LSD

London Calling - Michael Giacchino

Sirens - Fluerie

Nine Crimes - Damien Rice

Seven Devils - Florence

For the Damaged Coda - Blonde Redhead



*Für die gebrochenen Menschen, die etwas
Dunkles, Morbides und Schönes brauchen.*



Kapitel 1

Wynn

Ich wurde mit einem kranken Herzen geboren.

Wortwörtlich und im übertragenen Sinn.

Für die meisten meiner Angehörigen bin ich einfach nur die kaltherzige Übeltäterin, während ich ironischerweise auch tatsächlich unter einer Herzkrankheit leide, die mich letzten Endes umbringen wird. *Ich Glückspilz.*

Wenn das Gottes großer Plan für mich ist, dann ist das für mich in Ordnung.

Ich gebe auf.

Das Blut läuft mir über die Fingerspitzen. Es ist kälter, als ich es mir vorgestellt habe. Und es ist nicht schmerzlos, wie manche Menschen sagen – nein, es tut ganz schön weh.

Platsch, platsch, platsch, tropft es rot auf die Fliesen, so dass es mir schwerfällt, mich zu konzentrieren. Mich an die positiven Dinge zu erinnern, die dann angeblich vor dem inneren Auge vorbeiziehen.

Mir fallen nur die schlechten Erinnerungen ein. Die abscheulichen Menschen und all die Sachen, die sie gesagt haben; und die Sachen, die ich gesagt habe.

Wer auch immer sich diesen Spruch ausgedacht hat von wegen »Stock und Stein brechen mein Gebein, doch Worte bringen keine Pein«, ist ein Arschloch, meint ihr nicht auch? Tatsächlich verletzen Worte einen noch stärker als Steine.

Vielen Dank für den Versuch, mir etwas anderes einzureden.
Es hat nicht funktioniert.

Ich heiße Wynn Coldfox. Ich bin sechszwanzig Jahre alt und möchte sterben.

Ich möchte sterben.

Da – ich habe es gesagt.

Ändert das irgendwas?

Schockiert das irgendwen, etwa die Menschen, die das insgeheim schon wussten, mich aber weiterhin als *böse*, als *erbärmliches Miststück* oder *Monster* bezeichneten?

Die Antwort lautet: Nein, wahrscheinlich nicht, vielleicht ein bisschen.

Manchmal glaubt die Dunkelheit in mir, dass es das ist, was sie die ganze Zeit wollten – dass ich endlich aufgebe.

Nun ja, willkommen zur *Shit Show*.

Endlich fällt der Vorhang.



Es wird sich nie erklären lassen, warum ich so bin. Es ist etwas, das du in seiner Gesamtheit erlebst. Ein tiefer und leerer Abgrund in dir, der sich niemals schließt, egal, womit du ihn auszufüllen versuchst. Egal, mit welchem Faden du versuchst, ihn zuzunähen, er klafft und beißt. Ein Notausgang, der geduldig auf jeden Umherirrenden wartet.

Mein Arzt sagt, dass es sich um ein chemisches Ungleichgewicht in meinem Gehirn handelt, und verdammt noch mal, wahrscheinlich hat er recht. Doch das hält das sehr reale, nicht chemische, rohe *Nichts* nicht auf, das mein ganzes Wesen zerstört. Die Tabletten helfen mir nicht, das haben sie noch nie, und keiner meiner Therapeuten scheint zu verstehen, warum ich so kaputt bin.

Sie glauben, dass ich ihnen nur etwas vorspiele oder so. Sollen sie doch spekulieren.

Ich starre zur nackten Decke meines Krankenzimmers hoch und versuche, nicht zu meinem Bruder hinüberzuschauen. Ich bin jetzt seit mindestens einer Stunde wach, und keiner von uns beiden hat ein einziges Wort gesagt.

»Warum?«, fragt James schließlich, die Hände im Schoß gefaltet, die Knöchel weiß. Sein marineblauer Anzug ist elegant. Teuer. Die schwarze Uhr an seinem Handgelenk ist ebenfalls neu. Ein Geschenk von einer neuen Geliebten? Oder hat er sie sich selbst gegönnt, weil er so erfolgreich ist? Ich mache mir nicht die Mühe, nachzufragen.

»Lass es, James.« Ich hole tief Luft, setze mich im Bett auf und sehe ihm zögernd in die Augen.

»Warum kannst du nicht einfach ... *nicht* so sein?« Mein Bruder fährt sich mit der Hand über sein erschöpftes Gesicht. Seine braunen Augen sind schwer vor Kummer und Wut.

Ja klar, weil ich darum *gebeten* habe, so zu sein.

»Ich habe schon so oft versucht, dir das zu erklären, James. Du kapiert es einfach nicht – das wirst du nie«, murmle ich ohne Begeisterung. Es hat mich immer aufgeregt, wenn er danach gefragt hat. Aber zum Glück für all jene, die es nicht selbst erlebt haben, ist dieses Gefühl nur schwer nachzuvollziehen.

James sieht mich mit gerunzelter Stirn an und verschränkt wieder die Finger, drückt sie sich in einer Denkerpose an die Lippen, einen Ellbogen auf jedem Knie, während er mich aus der Zimmerecke heraus anstarrt, als wäre ich ein ungehorsames Tier. Er schüttelt den Kopf und sieht ein paar Minuten lang schweigend zum Fenster hinaus, lehnt sich auf dem billigen blauen Stuhl zurück, der überbeansprucht und unbequem aussieht. Ich sinke in meinem Bett zusammen und kralle die Finger ins Laken, halte den

Blick auf ihn gerichtet, damit ich nicht auf meine Handgelenke hinunterzuschauen brauche. Sie tun weh, aber wenn ich nicht hinsehe, muss ich mich auch nicht mit der abstoßenden Realität auseinandersetzen. Ignorieren war schon immer meine Bewältigungsstrategie. Wenn ich nicht daran denke, spielt es keine Rolle. Dann geht mein Tag einfach weiter.

Zähneknirschend versuche ich, die Spannung zwischen uns zu lösen. »Du hättest diesen weiten Weg nicht auf dich zu nehmen brauchen.«

James hasst Krankenhäuser. Einfach alles an ihnen, vermute ich. Das überarbeitete Pflegepersonal, die dämmerig grauen Räume, die eintönigen, farblosen Vorhänge, die die kleinen Fenster umrahmen, den Geruch. Die Tode, die in den Wänden festzuhängen scheinen.

Genauer gesagt hasst er Krankenhäuser, seit Mom gestorben ist.

Er steht auf und kommt zu meinem Bett, und mir wird das Herz schwer, als ich merke, dass er weint. Ich habe ihn noch nie zuvor weinen sehen, nicht ein einziges Mal. James Coldfox ist ein harter Mann, der seine Gefühle versteckt und seine Wunden nicht zeigt. Er hat sich hinter hohen Wänden verschanzt, die er vor langer, langer Zeit errichtet hat. Aber jetzt zittert sein Kiefer, und er greift sanft nach meiner Hand, während seine Tränen auf meine Haut prallen.

Ich wende den Blick ab und richte ihn stattdessen auf den stumpfen grauen Fußboden dieses blöden, morbiden Zimmers. Momentan ertrage ich es nicht, ihm in die Augen zu schauen. Was ich getan habe, war falsch, und das weiß ich.

Aber ich bin so müde. Wie soll ich ihm sagen, dass ich für immer schlafen möchte? Auf einem Bett aus Rosen oder in

einer verdammten Urne, das ist mir völlig egal. Hauptsache, ich bin nicht hier.

Ich verbrenne innerlich, und das tut weh.

Ich will einfach nicht mehr leiden.

Ich hätte Betonwände errichten sollen, so wie er. Stattdessen habe ich es mit Verletzlichkeit und *dämlicher*, sinnloser Liebe versucht. Ob es sonst wohl anders gewesen wäre? Das frage ich mich oft. Jetzt sind meine Mauern undurchdringlich geworden – niemand kommt herein, und ich gehe nicht hinaus.

James' Hände sind warm, und er ergreift meine liebevoll. »Ist es die Arbeit?«, murmelt er. »Hast du dich wieder von Salem, diesem Arschloch, getrennt? Was ist so falsch am Leben, dass du lieber sterben möchtest?« Er schüttelt den Kopf und hält den Blick gesenkt. Als ich nicht antworte, fährt er mit zittriger Stimme fort: »Ich liebe dich, Wynn. So sehr. Ich will, dass du das weißt, okay? Du bist alles, was mir auf dieser Welt noch geblieben ist.«

Die Arbeit nervt, ja. Dabei erwähne ich nicht, dass ich gerade den dritten Job in diesem Jahr gekündigt habe.

Firmenbüros sind Basislager für Selbstmörder. Sie stopfen dich in eine Arbeitsnische in der Größe einer Toilettenkabine und erwarten, dass du darin aufblühst. *Stell ein paar Pflanzen und Familienfotos auf*. Du hörst die Menschen den ganzen Tag lang husten und blickst ihnen Tag ein, Tag aus in die toten Augen. Du hörst davon, wie der und der die endlose Tretmühle verlässt und in Pension geht, nachdem er sein gesamtes Leben einer Firma gewidmet hat, die ihn binnen zweier Wochen ersetzen wird.

Salem war einfach nur ein Arschloch, mit dem ich geschlafen habe. Und der Sex war noch nicht einmal gut. Er hat mich betrogen. Das war mir egal – Ende der Geschichte mit dem Idioten.

Ich schätze mal, die Tatsache, dass ich alles bin, was James noch geblieben ist, sollte ein Grund für mich sein, es noch einmal zu versuchen, wieder in die Spur zu kommen, wenn schon nichts anderes. Aber ich habe es versucht ... so viele Male, doch die Traurigkeit verschwindet nicht. Die Nächte, die ich damit verbringe, in die Dunkelheit zu starren, werden nicht heller.

»Ich möchte dir gerne einen Platz in einer therapeutischen Einrichtung besorgen.« Er senkt den Kopf, während er spricht, und mir wird das Herz schwer.

»Du willst mich in eine verdammte Anstalt stecken?« Ich versuche, ihm meine Hand zu entreißen, doch er hält sie fest. Dann sehe ich ihm in die Augen, und meine Wut verbraucht sofort, als ich merke, welchen Kummer seine Seele ausstrahlt. Ich sacke in mich zusammen. »Es tut mir leid ... Weißt du, das wäre vielleicht keine schlechte Idee.« Ich presse die andere Handfläche an meine Stirn, um die quälenden Kopfschmerzen zu unterdrücken, die meinen Schädel in ihren Klauen haben. »Ich bin einfach nur ... so unendlich müde, James.«

Er setzt sich neben mich und schüttelt den Kopf. »Es ist nicht dein Fehler, dass du so bist ... Wir haben das schon oft besprochen, Wynn, aber weißt du was?« Seine Stimme wird lauter, und er setzt sich aufrecht hin. Ein widerlicher Anflug von Hoffnung huscht über sein Gesicht. »Diese Rehaklinik wird dir helfen. Sie haben die höchste Erfolgsquote bei der Behandlung von Menschen wie dir.«

Behandlung von Menschen wie dir. Menschen. Wie. Dir.

Mein Verstand ist eine Seuche, die geheilt werden muss, und Menschen *wie ich* sind dazu verdammt, diesem mysteriösen Heilmittel hinterherzujagen.

Werde ich noch dieselbe sein, wenn ich *geheilt* bin?

Falls ich geheilt werde.

Ich nicke zustimmend, will unbedingt zu weniger deprimierenden Themen übergehen wie zum Beispiel dem Wetter. Irgendetwas, Hauptsache ein Themenwechsel, selbst wenn wir stattdessen über James' Job in einer großen Firma reden, mit dem er so *glücklich* ist. Dabei kann jeder sehen, dass seine Seele langsam abstirbt. Das ist es doch, was die reale Welt uns antut, nicht wahr? Mehr als vierzig Stunden pro Woche rackern, rackern, rackern, nur um dann im Supermarkt zu stehen und sich Sorgen zu machen, ob du dir die Lebensmittel auch leisten kannst.

Aber vermutlich geht es ihm viel besser, als es mir in meinem ganzen Leben gegangen ist. Vielleicht muss er sich über solche Sachen keine Sorgen machen. »Also, glaubst du, dass es mit der Beförderung klappt?«

»Mein Boss hat gesagt, dass das feststeht. Ich werde im nächsten Monat befördert und ...«

»Hey, die Besuchszeit ist schon vorbei. Es tut mir leid, aber Sie müssen gehen«, unterbricht ein Krankenpfleger meinen Bruder. Der Mann kommt mit einem Infusionsbeutel und ein paar weißen Handtüchern hereinstolziert. Seine schwarzen Haare liegen perfekt an seinem hinreißenden Schädel an, sein Kiefer ist kantig, und seine Augen haben einen sehr ansprechenden Blauton.

Er ist attraktiv – aber die Art, wie er mich anschaut, irritiert mich irgendwie. Er sieht mich nicht mitleidig an wie die anderen Pflegekräfte. Sein Gesichtsausdruck ist kalt, bitter und vielleicht ein bisschen neugierig.

James verdreht zum Krankenpfleger gewandt die Augen, mich hingegen lächelt er an. »Ich komme morgen wieder. Falls du was brauchst, ich bin in dem Hotel auf der anderen Straßenseite abgestiegen, okay?«

Ich winke ab. »Ich komme schon zurecht. Es ist ja nicht so, als würden sie mich hier irgendwas *tun* lassen.« Das

sollte ein Witz sein, aber James findet das überhaupt nicht witzig. Der Krankenpfleger hingegen lacht kalt, während er meine Vorhänge schließt und die Handtücher auf dem kleinen Beistelltisch unter dem Fenster ablegt.

James und ich drehen beide ruckartig den Kopf in seine Richtung. Ich bin lediglich überrascht, aber mein Bruder ist wütend.

»Haben Sie gerade eben über den Zustand meiner Schwester gelacht? Sie ist *verdammst noch mal krank!*«, schreit er, während er den Krankenpfleger in eine Ecke drängt. Bei dem Versuch, ihn aufzuhalten, falle ich beinahe aus dem Bett.

»Hör auf! Ich habe einen Witz gemacht, und er hat gelacht, es ist nicht seine Schuld«, flehe ich meinen Bruder an.

James packt den Pfleger an seinem Kasack und wirft einen Blick auf das Namensschild. »Nun ja, ich werde morgen als Allererstes eine Beschwerde einreichen, *Krankenpfleger Hull*.« Dann lässt er den Mann los, entschuldigt sich rasch bei mir und verabschiedet sich, bevor er hinausstürmt und wahrscheinlich direkt zur Rezeption läuft statt zum Ausgang.

Na klasse. Jetzt fühle ich mich wie ein Arschloch.

Krankenpfleger Hull lacht leise, während er meinen Infusionsbeutel austauscht, und ich wage es, zu ihm hinüberzuschauen. Die Nachttischlampe beleuchtet sein Gesicht von unten, und er wendet mir seine blauen Augen zu. Als unsere Blicke sich treffen, hole ich tief Luft. Er ist *verdammst noch mal wunderschön*. Kaum zu glauben, dass er tatsächlich Krankenpfleger ist. Er sieht absolut nicht so aus, als gehörte er zu der intelligenten und ewig hilfsbereiten Sorte Mensch.

Unter seinem Kasack trägt er eng anliegende schwarze Under-Armour-Wäsche – vermutlich um seine Tätowie-

rungen zu überdecken, wenn ich mir die kleinen Dornen so ansehe, die auf sein Handgelenk tätowiert sind. Eine schwarze Klemme schmückt seine Ohrmuschel, und dahinter ist eine kleine römische Zwei eintätowiert. II.

»Es tut mir leid wegen meines Bruders, ich hätte diesen Witz nicht machen sollen. Es geht mir nicht gut, und er hat eine lange Reise hinter sich, um hier bei mir zu sein.« Ich lasse den Blick zu meinen bandagierten Handgelenken wandern. Ich fühle mich schuldig, aber noch nicht einmal deswegen ist mir nach Weinen zumute gewesen. Auf mich wirkt das nicht traurig. Dank meiner Krankheit sehne ich mich nach dunklen Dingen, und genau deshalb will James mich in eine Klinik stecken. Ich *sollte* deswegen traurig sein. Aber so empfinde ich nicht.

Nicht mehr.

Was für eine Art von Krankheit ist das, die dir die verdammten Gefühle nimmt? Das ist nicht fair.

Krankenpfleger Hull konzentriert sich wieder auf den Infusionsbeutel und schenkt mir ein grausames Lächeln. »Nun ja, *ich* fand das witzig – wissen Sie, so als Zuschauer, dem *Unwohlsein* nicht fremd ist. Brüder sind einfach überfürsorgliche Arschlöcher, die man nicht loswird. Für unsere Geschwister würden wir einfach alles tun.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch und sehe zu, wie er um mein Bett herumgeht und sich dabei die Handtücher vom Beistelltisch schnappt. »Sie sind ein verrückter Krankenpfleger«, murmle ich und rutsche im Bett nach unten, um mich wieder hinzulegen. Die Medikamente machen mich wirklich müde und auch benommen. Vielleicht kann ich morgen etwas Schminke auflegen und mich dann wieder wie ein Mensch fühlen.

Er lacht. Der Klang seiner tiefen Stimme löst eine Gänsehaut bei mir aus. »Bin ich das? Ist notiert. Ms. Coldfox, nicht

wahr? Wynn Coldfox?« Er beugt sich vor und sieht mich mit verschleiertem Blick an; Dunkelheit lauert darin, und ein durchdringendes, beunruhigendes Gefühl macht sich in meinem Magen breit. Himmel, er ist absolut mörderisch.

»Sollten Sie nicht wissen, wer die Patientin ist, *bevor* Sie das Zimmer betreten?«, frage ich und runzle misstrauisch die Stirn. Er macht seinen Job nicht besonders gut. Wie viele Beschwerden er wohl schon kassiert haben mag, seit er hier arbeitet?

Fügen wir meinen Bruder zu dieser länger werdenden Liste hinzu.

Er legt die Handtücher ins Regal und schiebt sich die dunklen Haare zurück. Seine leicht gebräunte Haut ist ein bisschen dunkler als meine, allerdings nicht viel. Ich beiße mir auf die Unterlippe, um die schrecklichen Gedanken zu unterdrücken, die mein von Medikamenten vernebelter Verstand über seine breite Brust und seine kräftigen Arme zu denken versucht.

»Ich wusste, dass Sie es sind. Ich versuche einfach nur, Small Talk zu machen«, sagt er gleichgültig, bevor er den Fernseher ausschaltet, in dem den ganzen Tag lang dieselbe langweilige Neunzigerjahre-Show läuft.

Ich nicke und mache mir nicht die Mühe, ihm ein falsches Lächeln zu schenken. »Sie sind eine Niete beim Small Talk, Krankenpfleger Hull.«

Er zieht eine Grimasse und denkt über etwas nach, bevor er sich über mich beugt, sein Gesicht nur wenige Zentimeter von meinem entfernt. »Können Sie ein Geheimnis bewahren?«, flüstert er.

Überrascht hole ich Luft. Er ist einfach nur umwerfend, aber er hat einen Anflug von Grausamkeit an sich, der mein Herz schneller schlagen lässt.

»Sicher, ich schätze schon.«

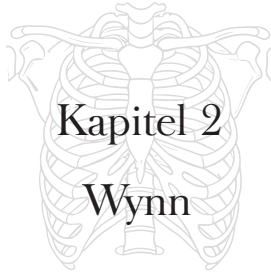
Er lächelt und zupft an dem Namensschild an seinem Kasack. »Ich bin nicht Krankenpfleger Hull. Ich habe mir nur seine Kleidung geliehen.«

Seine Heiterkeit ist verstörend. Mit zu Schlitzten verengten Augen sehe ich ihn an. »Was zum Teufel – warum?«

Er zuckt mit den Schultern und geht auf die Tür zu. Dann schaltet er das Licht aus, und meine Nachttischlampe erlischt. »Damit ich keine Beschwerden von Menschen wie Ihrem Bruder kassiere.« Er lacht, während die Tür sich leise hinter ihm schließt.

Ich bleibe in der Dunkelheit meines Zimmers zurück, starre mit einem dämlichen Grinsen an die schäbige geflieste Decke und frage mich, wer zur Hölle das gerade war.

Und ob ich ihn vielleicht wiedersehen werde.



Kapitel 2

Wynn

James stellt eine Tasse Filterkaffee auf das weiße Plastiktablett, das an der Seite meines Betts befestigt ist. Es ist mir völlig egal, dass es sich nicht um eine ausgefallene Mischung handelt, ich will einfach nur, dass die bittere Flüssigkeit jetzt sofort meine Kehle hinunterfließt.

»Vorsicht, du verbrennst dir noch die Hand, wenn du ihn verschüttest«, brummt er. Es ist acht Uhr morgens, und niemand hat ihn darum gebeten, so früh herzukommen. Dennoch bedeutet es mir eine Menge, dass er sich Zeit für mich nimmt. Auch wenn er mich aufgeweckt und ohne Warnung die Vorhänge geöffnet hat, womit er mich beinahe geblendet hätte.

Er holt seinen Laptop heraus und fängt an, darauf herumzutippen. Sein Chef lässt ihn ohnehin an den meisten Tagen von zu Hause aus arbeiten, deshalb war es nicht so wild für ihn, von Colorado nach Montana zu fliegen. Manchmal denke ich, dass James richtig aufblüht, wenn er arbeitet, reist und einen Anzug trägt, auch wenn das Krankenhauspersonal und ich heute die einzigen Menschen sein werden, die er zu Gesicht bekommt.

Ich fühle mich immer noch schrecklich deswegen. Natürlich war nicht geplant, dass es so endet. Ich hatte darauf gehofft, kein *Danach* mehr zu erleben. Dennoch tut es mir leid für meine Mitbewohnerin, die sich seitdem weigert,

mit mir zu sprechen, und für meinen Bruder, der sich jetzt um seine erwachsene Schwester kümmern muss.

Der Kaffee ist fade, belebt mich aber ein bisschen, während ich die heiße Flüssigkeit hinunterschlucke. Eine Weile sehe ich James beim Tippen zu, wobei ich meinen eigenen Laptop vermisse. Woran hatte ich in jener Nacht eigentlich gearbeitet, als ich beschloss, dass ich sterben will? Spielt das eine Rolle? Da bin ich mir immer noch nicht sicher.

Offensichtlich werde ich nicht in jenes Leben zurückkehren. Für mich ist jetzt Therapie angesagt.

Mein Blick wandert zum Nachttisch; neben der Lampe liegt ein schwarzer Ring. Verrückt, gestern war der definitiv noch nicht da. Ich stelle den Pappbecher ab und greife nach dem Ring. Er ist kalt und matt, hat keine Besonderheiten, keine Gravierungen oder Kennzeichen.

Er erinnert mich an die Art von Dingen, die meine Mutter immer auf meinem Nachttisch hinterließ, als ich noch ein Kind war.

Sie brachte mir Kristalle von ihren Dienstreisen mit. Einige Momente lang überwältigten mich die Erinnerungen an ihre Reisegeschichten und die Kristalle, bevor eine dunkle und lauernde Präsenz sie mir wieder raubt. Meine Mutter war eine zornige, grausame Frau.

Es wurde von mir erwartet, eine Art Wunderkind in der Schule zu sein. Vielleicht war das der Moment, in dem ich zum ersten Mal krank wurde. Ich denke darüber nach, während ich mit dem Daumen über den glatten Rand des Rings fahre.

»Hast du den hier mitgebracht?«, frage ich und halte das schwarze Schmuckstück hoch. James schaut einen kurzen Moment auf, bevor er den Kopf schüttelt und seinen Blick wieder dem Bildschirm zuwendet.

Okay, war das dann der Krankenpfleger von gestern

Abend? Ich blicke zur Tür. Es ist mir schließlich nicht verboten, mein Zimmer zu verlassen. Ich rutsche an die Bettkante und stelle die Füße auf den Boden. Die Kälte der grauen Fliesen schießt direkt durch meine Socken und in meine Fußsohlen hinein, sodass ich zu zittern beginne und mir die Arme reibe.

»Wo willst du hin?« James hält im Tippen inne und sieht mich mit gerunzelter Stirn an. Wenn er so weitermacht, wird er in ein paar Jahren richtige Falten haben.

»Ich werde mir ein bisschen die Beine vertreten. Bin in zwanzig Minuten wieder zurück«, murmle ich, während ich in die weißen Hausschuhe vom Krankenhaus schlüpfte und zur Tür gehe. James grummelt, aber die Geräusche seiner Tastatur erfüllen wieder den Raum, also weiß ich, dass ich freie Bahn habe.

Zeit, um diesen Krankenpfleger zu suchen und mir vielleicht einen Snack aus der Kantine zu holen. Ich möchte etwas anderes essen als gottverdammten Pudding.

Krankenhäuser sind deprimierend.

Ältere Menschen gehen mit Unterstützung ihrer medizinischen Betreuer herum, und Verwandte von Patienten warten entweder auf schlechte Nachrichten oder erhalten sie gerade. Schluchzen erfüllt die Lobby im zweiten Stock, und das nervt verdammt. Ich hasse es, durch diesen Flügel zu laufen.

Ich blende die Geräusche aus und konzentriere mich darauf, den mysteriösen Mann von gestern Nacht wiederzufinden. Einige der Krankenschwestern kommen mir bekannt vor. Sie müssen mich in den ersten paar Tagen versorgt haben, nachdem ich wieder aufgewacht war.

Diese Tage liegen für mich größtenteils im Nebel.

»Hi, können Sie mir vielleicht helfen? Ich bin auf der Suche nach, äh, Krankenpfleger Hull«, frage ich die Rezep-

tionistin, die hinter dem runden Tresen in der Mitte der Lobby sitzt. Neben ihr stehen noch drei weitere Stühle für Mitarbeiter. Sie sieht mich ausdruckslos an und wirkt so, als könnte sie einen zusätzlichen Espresso in ihrem Kaffee gebrauchen.

»Hull? Der hat die ganze Woche lang frei.« Noch einmal mustert sie mich missbilligend von oben bis unten. Mein Blick fällt auf ihre Kette, ein Anhänger in Form eines Kreuzes zielt ihr Dekolleté. Ja, vermutlich habe ich in ihren Augen kein sonderlich hohes Ansehen verdient. Meine blassrosa Haare und die Tätowierungen machen es vermutlich auch nicht besser.

»Danke«, erwidere ich mit dem falschesten Lächeln, das ich zustande bringen kann, und gehe dann den Korridor entlang, der von meinem Zimmer wegführt.

Er muss hier irgendwo sein. Ist er überhaupt Krankenpfleger?

Den Vormittag verbringe ich damit, ziellos herumzulaufen, und finde nichts außer anderen Patienten und müden Angestellten. Krankenpfleger Hull kann ich an diesem verdammten Ort nirgendwo entdecken. Nach einer Stunde macht James sich auf die Suche nach mir und findet mich, als ich mir in der Kantine gerade eine Portion Pommes frites mit einer netten Frau teile.

»Hast du eine Ahnung, wie lange ich schon nach dir suche?«

Ich schaue auf und zucke mit den Schultern. »Ich habe Hunger bekommen. Möchtest du welche?« Ich biete ihm eine Pommes an, und er mustert mich so finster, als würde gleich die Welt untergehen. »Himmel, sag doch einfach nur Nein. Und hör auf mit den Grimassen.« Ich schiebe mir eine öltriefende Fritte in den Mund. Er hat jetzt diesen Gesichtsausdruck, der besagt, dass er es ernst meint, und ich bin

nicht in der Stimmung, mit ihm zu streiten. Also bedanke ich mich bei der netten Dame für die Pommes (ich habe mir nicht die Mühe gemacht, mir ihren Namen zu merken) und kehre mit James zusammen in mein Krankenzimmer zurück.

Als ich den grässlichen Arzt sehe, der dort auf uns wartet, erschrecke ich beinahe zu Tode. Er wirkt altersschwach mit seiner Brille aus dem neunzehnten Jahrhundert oder so und seiner extrem verärgerten Miene, die all die Falten in seinem Gesicht noch betont.

Ich stupse James an. »Siehst du, genauso wirst du auch aussehen, wenn du dir nicht abgewöhnst, immer so finster dreinzuschauen.«

Ich weiß, dass er jetzt eine Grimasse ziehen will und sie unterdrückt, aber die Stirn runzelt er trotzdem. »Wynn, das ist Dr. Prestin. Er wird dich für deine Einweisung ins Harlow beurteilen.«

Dr. Prestin hält mir die Hand hin, und ich schüttele sie mit einem angestregten Lächeln. Seine Hände sind kalt, ganz ähnlich wie sein grauenvolles Lächeln. Er riecht nach Pfefferminzbonbons, allerdings nach keinen von der guten Sorte. Eine Gänsehaut breitet sich über meinen Körper aus, und mein Magen zieht sich zusammen.

»Schön, Sie kennenzulernen.« Ich zwingen mich dazu, die Worte ruhig auszusprechen, während ich meine Hand zurückziehe und sie in der Sicherheit meines flauschigen Pullovers versenke, wobei ich mir verzweifelt wünsche, ich hätte ein Desinfektionsmittel in Reichweite.

Mit seinen trüben braunen Augen mustert er mich durch seine Brillengläser. »Ist mir eine Freude, Ms. Coldfox. Denken Sie, dass der Vorschlag Ihres Bruders die richtige Entscheidung ist? Ich möchte gerne wissen, was Sie von einer Therapie halten.«

James blickt schuldbewusst zu mir herüber, dabei sollte doch *ich* mich schrecklich fühlen. Ich bin verdammt noch mal erwachsen. Er sollte sich nicht meinen Scheiß aufbürden müssen.

»Ich denke schon. Es ... geht mir nicht gut. Ich erwarte nicht, dass Sie mich verstehen, aber ich will einfach nicht leben. Alles ist beschissen, ich habe keinen Ehrgeiz, nichts ist von Bedeutung ... *Ich* habe keine Bedeutung.« Letzteres sage ich in gedämpftem Ton, bevor ich mich zusammenreiße und mich aufrichte. »Aber ich will eine haben.«

»Ich verstehe.« Dr. Prestin schreibt etwas in sein Notizbuch und klappt es dann zu, bevor er mich noch einmal mit seinem furchtbaren Blick abschätzend ansieht. »Nun, nachdem ich Ihre Akte gelesen und mit Mr. Coldfox und Ihnen selbst gesprochen habe, bin ich davon überzeugt, dass eine Vollzeitbetreuung in unserer Einrichtung das Beste für Sie wäre. Ich werde dafür sorgen, dass die Papiere fertig gemacht werden und bei Ihrer Ankunft morgen an der Rezeption bereitliegen.«

Ich reiße die Augen auf. Es geht also schon morgen dorthin? Ich hatte gedacht, ich könnte noch ein bisschen mehr Zeit mit James außerhalb des Krankenhauses verbringen, aber vermutlich ist es so sinnvoller. Er würde nur die ganze Zeit mein Babysitter sein, und er hat doch seine *Beförderungen*, um die er sich kümmern muss.

Dr. Prestin führt James in die Lobby hinaus, während sie weiter über die Möglichkeiten in der Rehaklinik und den Zeitrahmen für meine Behandlung sprechen. Wie sollen wir das alles nur bezahlen? Mag sein, dass der Arzt gruselig aussieht, aber er trägt den teuersten Anzug, den ich je gesehen habe. Und meine Krankenversicherung ist hinfällig geworden, nachdem ich meinen Job gekündigt habe ... Jetzt im Moment will ich nicht einmal über Geld nachdenken.

Niedergeschlagen stoße ich einen langen Seufzer aus und lasse die Schultern hängen. Was macht das alles für einen Sinn? Ich bin eine absolute Platzverschwendung. Alles, was ich anderen je gebracht habe, ist Schmerz. Wenn ich nicht so kaputt wäre, hätte ich diesen unnachgiebigen Drang, meine Existenz zu beenden, überwinden können.

Aber was geschehen wird, wird geschehen.

Die Vergangenheit kann ich nicht ändern. Ich kann nur hoffen, dass ich wieder gesund werde.

Ich öffne das Fenster, sacke auf einem der Stühle am Beistelltisch zusammen und starre hinaus in den Himmel, während die Sonne hinter der Stadt versinkt. Die Blätter an den Bäumen leuchten orange und rot. Der Herbst liegt spürbar in der Abendluft, und der Wind bringt den Geruch von frischem Regen mit sich.

Ich schließe die Augen und versuche den Moment zu genießen, so wie er ist. Dies ist mein erster neuer Tag, meine zweite Chance, ein neuer Anfang.

Ich *werde* wieder gesund. Eine andere Wahl habe ich nicht.

»Im Herbst stirbt alles. Das ist doch irgendwie hübsch, nicht wahr?«

Erschrocken schnappe ich nach Luft und richte mich auf, als ich die tiefe Stimme von Krankenpfleger Hull höre. Er steht am Fenster und lehnt sich an das Sims, wobei er mich mit seinen blauen Augen ruhig mustert. Binnen Sekunden bin ich auf den Beinen und frage mich, wie lange er schon dort steht und mich beobachtet.

»Wer sind Sie wirklich?«, frage ich ihn mit einem strengen Blick.

Er trägt einen schwarzen Kapuzenpullover mit einem aufgestickten grauen Totenkopf auf der linken Seite und eine graue Jogginghose, so gar nicht krankenschwermäßig.

»Sind Sie überhaupt Krankenpfleger?« Ich runzle die Stirn, während sich Sorge in mir ausbreitet. Warum kommt er immer hierher? Gestern hat er meinen Infusionsbeutel ausgetauscht ... Bei dem Gedanken macht sich schlagartig Angst in mir breit.

Desinteressiert lässt er den Blick wieder zum Fenster wandern. »Spielt das eine Rolle?«

Natürlich spielt das eine verdammte Rolle, möchte ich sagen, doch dann halte ich inne und denke über seine Frage nach. Hat er gehört, wie ich mit Dr. Prestin gesprochen habe?

»Vermutlich nicht«, murmle ich und lasse mich wieder auf den Stuhl sinken, auf dem James die letzten paar Tage verbracht hat. »Dennoch wüsste ich zumindest gerne Ihren Namen.«

Er stützt seinen Ellbogen auf dem Fenstersims ab und lässt sein Kinn in der Handfläche ruhen, während er auf mich hinunterblickt. Orangefarbene Sonnenstrahlen sprenkeln seine Wangen, und in seinen Augen glüht ein kaltes Feuer.

»Ich heiße Liam.«

Liam ... Es ist so einfach, sich in ihm zu verlieren. Sein schwarzer Hoodie passt ihm perfekt und betont seine schlanken, muskulösen Arme. Mein Blick wandert zu seinem Schritt hinunter. Ich meine, komm schon, er trägt eine graue Jogginghose – da kann man es mir doch nicht vorwerfen, dass mir seine Kronjuwelen aufgefallen sind.

Schließlich ist der Herbst die Jahreszeit für graue Jogginghosen.

»Also, warum haben Sie es getan?« Seine tiefe Stimme reißt mich wieder aus meinen Gedanken, und ich sehe, wie dieses wertende Grinsen seine Lippen umspielt. Er klingt neugierig und spöttisch, überhaupt nicht mitfühlend.

Ich ziehe die Knie an die Brust, stelle die Füße auf das Sitzpolster, lege die Arme um meine Beine und lasse das Kinn auf den Unterarmen ruhen.

Natürlich. Alle wollen wissen, warum.

Wie oft muss ich noch denselben Scheiß erzählen, nur eben immer jemand anderem?

»Spielt das eine Rolle?«, erwidere ich, woraufhin er mich diabolisch angrinst.

Er greift nach meinem Handgelenk, und ich halte den Atem an, als er meinen Ärmel hochschiebt, sodass die fleckigen Verbände zu sehen sind. Mit dem Daumen fährt er über das empfindliche Fleisch, und Hitze steigt in meiner Brust auf. Unsere Blicke treffen sich. Spannung erfüllt die Luft zwischen uns. Sein schiefes Lächeln lässt mir einen Schauer über den Rücken laufen und Frost durch die Adern schießen. Sehnsüchtig sieht er auf das getrocknete Blut, und Hunger flackert in ihm auf, als ich vor Schmerz zusammenzucke.

»Ich denke, nächstes Mal sollten Sie warten«, sagt er ungerührt, während er fortfährt, sanft über meine Wunde zu streichen, und ich bin zu verblüfft, um irgendetwas anderes zu tun, außer ihn perplex anzustarren. Alles an Liam hypnotisiert mich – insbesondere die Dunkelheit in ihm. Denn wer zum Teufel berührt jemanden auf diese Art? Und warum fühlt sich der kranke und verderbte Teil in mir davon angezogen?

»Warten worauf?« Mir stockt der Atem – mein nächster Atemzug hängt davon ab, was er als Nächstes sagen wird.

Er kniet sich vor mich hin und zieht einen kleinen Stein aus der Tasche, den er mir in die Handfläche legt. Er ist glatt und hat die Farbe von Ebenholz – Onyx? »Auf irgendetwas. Irgendjemanden, irgendetwas, egal was. Wenn es sein muss, auf einen Teufel wie mich.«

Mit verengten Augen sehe ich Liam an. Er ist verdammt noch mal verrückt. »Ich kenne Sie nicht, ich glaube nicht ...«

Mit einem Lachen legt er mir die Hand auf den Mund. Seine Duftnote hüllt mich ein; sein Aftershave riecht erdig, holzig. »Sie haben mich nicht ausreden lassen.« Liam zieht die Hand zurück. »Sie sollten warten ... Und das muss nicht auf irgendetwas Bestimmtes sein. Ich meine ja nur – darauf warten, dass die Last der Welt vorübergeht. Warten, bis das Beben, das Ihren Kopf erschüttert, wieder in den Tiefen verschwindet. Warten, bis die Sonne aufgeht und das Licht dafür sorgt, dass Sie sich ein bisschen weniger nutzlos fühlen.«

Ein paar Sekunden lang starren wir einander schweigend an. Ich bin sprachlos, denn seine Worte haben Risse in der Mauer in meinem Kopf entstehen lassen. Ich habe schon seit Jahren nicht mehr geweint, und auch jetzt spüre ich keine Tränen in mir aufsteigen, aber seine Worte sinken so tief in mich wie schon lange keine mehr.

Fast schon so ... als würde er es verstehen.

»Was, wenn das mit dem Warten nicht funktioniert?«, flüstere ich.

Liam lächelt mich ruhig an. Seine Gegenwart ist wie ein unheimlicher Wald. Ich will eine Weile einfach nur schweigend in seiner düsteren Anziehungskraft verharren. »Lassen Sie es mich wissen, und ich halte Sie, bis die Dunkelheit verschwindet.«

Warum benimmt er sich so, als würde ihm etwas an mir liegen? »Warum sollten Sie mir so etwas anbieten? Warum kümmert es Sie, ob ich am Leben bin?«, frage ich ihn mit gerunzelter Stirn. Verletzlichkeit breitet sich in mir aus.

Er verengt die Augen, und sein spöttisches Lächeln kehrt zurück. »Weil es so viel schöner ist, zuzusehen, wie jemand

sich vor Schmerzen windet, statt einfach nur zu sterben, Wynn. Sie lassen es mich wissen, nicht wahr?« Mit abgepreiztem kleinem Finger streckt er mir die Hand entgegen. Einen Moment lang betrachte ich ihn, bevor ich mich entscheide, mich auf das hier einzulassen, was auch immer *das hier* ist.

An fast allen seinen Finger stecken schwarze Ringe, manche matt, manche glänzend. Die matten sehen genauso aus wie der Ring, den ich heute Morgen auf meinem Nachttisch gefunden habe. Über seinen gesamten Handrücken sind einfache Linien tätowiert, die sich über die Sehnen ziehen, als wären seine Adern Äste.

Dieses *Versprechen* hat überhaupt keine Bedeutung ... Und morgen werde ich ohnehin ins Minigefängnis abreisen. Warum also sollte ich mir nicht einen Tag dunkler Märchenglückseligkeit gönnen?

»Okay, das werde ich.« Ich lege meinen kleinen Finger um seinen und umfasse den Stein mit der anderen Hand. »Und was ist mit dem Stein?«

Wehmütig blickt er auf meine Faust. Onyx scheint ihm viel zu bedeuten, da er so viele Ringe aus diesem Stein trägt.

»Das ist Onyx. Soll angeblich den Kummer fernhalten. Sie müssen es mir sagen, wenn es bei Ihnen funktioniert – mir hat es jedenfalls nicht viel gebracht.«

Der Stein erwärmt sich in meiner Handfläche mit der Bedeutung, die er ihm verliehen hat. Ich habe keine Ahnung, ob es stimmt, was er sagt; soweit ich weiß, ist das einfach nur ein blöder Stein, aber der Verstand ist ein mächtiges Ding. Die Hoffnung, dass er Kummer fernhalten *könnte*, ist mehr, als ich seit längerer Zeit gehabt habe.

»Glauben Sie ... dass es mich heilen könnte?«

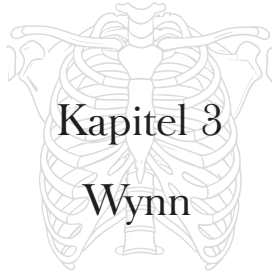
Er legt den Kopf schief, und sein Blick verdunkelt sich, als er mir leise antwortet. »Nein ...«

»Was zum Teufel tun Sie hier drin?«

James steht wütend im Türrahmen.

Liam zuckt zusammen, und ein nervöses Grinsen zieht sich über sein wunderschönes Gesicht. Er zwinkert mir zu, bevor er die Hände in die Tasche seines Kapuzenpullovers schiebt und auf James und die Tür zugeht. »Wollte gerade gehen, Mann. Wir sehen uns später, Wynn.« Er hebt die Hand zum Gruß, und seine dunklen Ringe funkeln mich an. Ich versuche, mich an jede Kleinigkeit an ihm zu erinnern, denn ich weiß nicht, ob das Schicksal uns je wieder zusammenbringen wird.

Dann blicke ich auf den Stein hinunter, den er mir gegeben hat, und ein Lächeln zieht sich über meine Lippen. *Lügner – all deine Ringe bestehen aus Onyx.* Er klammert sich immer noch an die Hoffnung, dass sie auch seinen Kummer vertreiben werden.



Kapitel 3

Wynn

James fährt in seinem Escalade mit den verdunkelten Fenstern auf dem Abholparkplatz vor dem Krankenhaus vor. Er hat wirklich hart dafür gearbeitet, um dorthin zu kommen, wo er jetzt ist, weshalb mir unbehaglich zumute ist, denn ich weiß nicht, wie viel ihn diese Einrichtung kostet, ganz zu schweigen von meinen Krankenhausrechnungen, die er ebenfalls unbedingt übernehmen wollte.

Es schüttet heute wie aus Eimern. Der kühle Geruch der verschlafenen Welt und das Prasseln der Regentropfen auf dem Bürgersteig lindern meine Anspannung. Ich stehe mit einem der Assistenzärzte zusammen unter dem Vordach, als der SUV die Auffahrt hochfährt.

James steigt aus und bedankt sich bei dem Mitarbeiter, während ich auf den Beifahrersitz schlüpfе. Im Auto läuft Countrymusik; bei dem Klang verziehe ich das Gesicht und drehe die Lautstärke ganz herunter, bevor er wieder ins Auto einsteigt. Er wirft meine kleine Reisetasche auf die Rückbank und schließt die Tür ein bisschen zu heftig, was mir verrät, dass er in Eile ist.

»Langer Vormittag?«, frage ich ihn, nachdem er den Gurt angelegt hat. Ich reibe die Ärmel meines übergroßen grauen Pullovers zwischen Daumen und Zeigefinger, ein nervöser Tick, den ich mir abgewöhnen muss.

Er streicht sich seine vom Regen leicht feuchten braunen

Haare zurück und schnauft. »Das ist eine Untertreibung. Es ist höllisch schwierig gewesen, all meine Termine heute zu verlegen. Wenn wir beim Harlow angekommen sind, muss ich direkt in ein Meeting springen, aber das sollte nicht länger als dreißig Minuten dauern. Dann erledigen wir rasch all den Papierkram, damit ich meinen Flug nach Hause erwischen kann.«

»Ich bin verdammt noch mal kein Hund, den du in einem Tierheim abgibst ... Ich kann den Papierkram übernehmen. Du brauchst nicht dazubleiben, wenn du beschäftigt bist.« Ich versuche, nicht enttäuscht zu klingen, aber es fällt mir schwer. Er ist wie Mom, bevor sie starb, tut so, als wäre die Arbeit wichtiger als alles andere im Leben – als würde er niemals sterben.

Er blickt überrascht zu mir herüber, ein bisschen Hoffnung schimmert in seinen Augen. »Wirklich? Das würde mir tatsächlich sehr helfen.«

»Ja, schließlich geht es hier ohnehin um meine Probleme. Ich bin dir aber dankbar, dass du mitgekommen bist. Das hättest du nicht zu tun brauchen ... Aber ich weiß es zu schätzen.« Dabei schrumpfe ich ein bisschen auf meinem Sitz zusammen, sodass ich gerade noch die Felder und die Stadt sehen kann, die in der Entfernung immer kleiner werden.



Das Harlow Sanctum ragt einsam auf weiten, verdunkelten Feldern unter einem scheußlichen stürmischen Himmel auf. Montana ist ein guter Ort zum Kranksein. Das Wetter ist beschissen, die Winter lang, und die Berge scheinen dich zu rufen. Ich habe oft gehört, wie es als *Bergkrankheit*

bezeichnet wurde, wenn die großen Höhen dein Gehirn durcheinanderbringen und dich depressiv machen.

Das Harlow wirbt unter anderem damit, dass sie sich im Nordwesten des Bundestaates befinden, in seinem flachsten Teil.

Na klasse, mitten im Nichts.

Ich werfe einen Blick auf mein Handy und bin nicht überrascht, dass ich hier draußen kein Netz habe. Das ist in Ordnung, es hat mir ja ohnehin niemand eine Nachricht geschrieben. Ich freue mich darauf, mich für eine Weile aus den sozialen Netzwerken zurückzuziehen. Ich habe keine Freunde, die mich vermissen werden.

Der Regen hat kaum nachgelassen, seit wir vor über einer Stunde das Krankenhaus verlassen haben. Die nächstgelegene Stadt ist Bakersville. Auf dem Weg hierher sind wir über ihre anheimelnde Hauptstraße gefahren. An den Laternenpfählen hängen bereits Dekorationen für ein spätsommerliches Bierfest, außerdem liegen Flyer fürs Herbstfest am Halloweenwochenende aus.

Ausdruckslos starre ich die grauen Steinmauern der Einrichtung an. Dieser Ort erinnert mich an die Burgen, die ich einmal mit James zusammen in Irland besichtigt habe. Wein rankt sich an den Wänden hoch. Die Steine sind feucht, durchtränkt vom unablässigen Regen. Schicke schwarze Pflanzkübel mit orangefarbenen und gelben Ringelblumen säumen den massiven Eingang, vier auf jeder Seite. In der Mitte des Portikus hängt ein riesiger, moderner Kronleuchter. James hält darunter an, und ich mustere die riesigen Fenster, die die Vordertür einrahmen.

Es ist wie aus einem Roman.

Sobald James den Wagen geparkt hat, greifen wir uns meine Tasche vom Rücksitz und eilen zur riesigen Vordertür. Sie ist schwarz und modern, wurde offensicht-